Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 6

Artikel: Brüderlichkeit
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066080

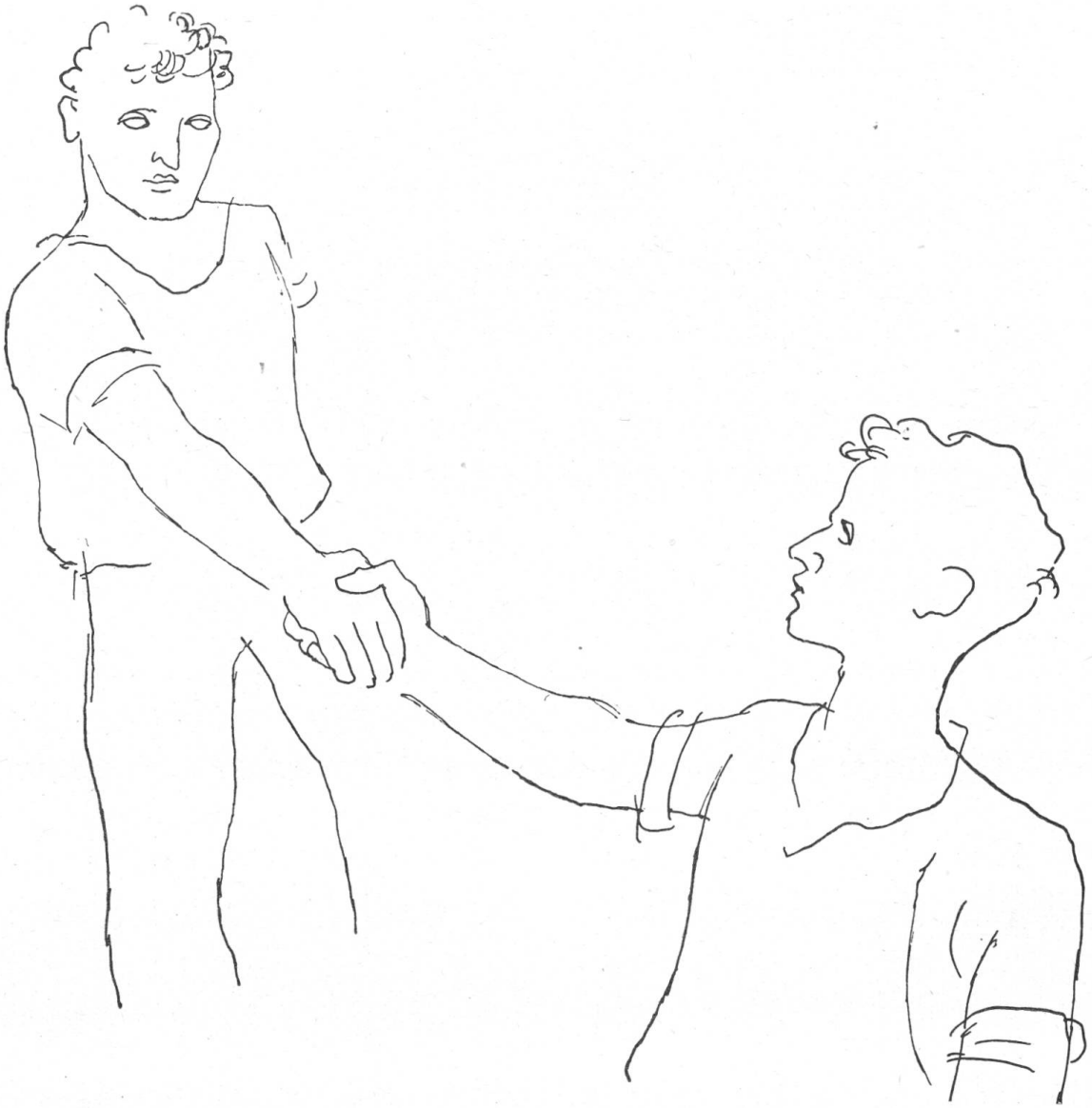
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



BRÜDERLICHKEIT

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamiche

Man kann nur Vermutungen darüber äussern, warum die Schweiz den traurigen Ruhm besitzt, in der Selbstmordstatistik an der Spitze zu stehen. Es kann ja selten genau festgestellt werden, aus welchen Gründen jemand freiwillig in den Tod geht. Wirtschaftliche Ursachen können nicht ausschlaggebend sein, denn die Schweiz steht, was die materielle Lebenshaltung anbelangt, bekanntlich weit über dem Durchschnitt. Vielleicht hängt die hohe Selbstmordzahl mit unserer Schwerblütigkeit zusammen, der sehr moralischen, häufig moralistischen Einstellung dem Leben und uns selbst gegenüber. Eine andere Erklärung scheint mir darin zu liegen, dass der einzelne Mensch bei uns abgeschlossener, einsamer lebt als anderswo.

« Nach meiner Erfahrung würden 50 %

aller Selbstmorde unterbleiben, wenn die Betreffenden nur einen einzigen Menschen hätten, mit dem sie sich offen über ihre Probleme aussprechen könnten », sagte mir einmal ein älterer Psychiater. Ich glaube, er hat recht. Ich bin überzeugt, dass der grösste Teil der 1100 Menschen, die bei uns jährlich freiwillig aus dem Leben scheiden, seelisch ganz isoliert dastanden.

Der Zerfall der Freundschaft

Wir hören im Radio, wir lesen in der Presse, dass Familie, Staat und Kirche gefährdet sind. Der überbordende Individualismus des 19. Jahrhunderts hat aber noch eine andere Gemeinschaft, an die man gewöhnlich nicht denkt, in den Grundfesten erschüttert, die Freundschaft.

Wenn ein Reporter in irgendeiner Schweizerstadt hundert Passanten zwischen 30 und 40 Jahren anhalten und fragen würde: « Haben Sie einen richtigen Freund? » so müssten wahrscheinlich neunzig, wenn sie ehrlich wären, mit nein antworten.

Wir haben zwar seit unserer Jugend viel von Freundschaft gehört:

Sie ist des Lebens schönstes Band,
Gebt, Brüder, treulich Euch die Hand!
So wallt man froh, so wallt man leicht
Ins bessere Vaterland.

So haben wir schon in « Freut Euch des Lebens » in der Primarschule gesungen. Und im Gymnasium haben wir übersetzt: « Vita sine amicitia nulla est », ohne Freundschaft hat das Leben keinen Wert. Aber soweit wir uns bei diesem Cicero-Ausspruch überhaupt etwas dachten und ihn nicht als blosse Grammatikübung betrachteten, beurteilten wir ihn als übertriebene Phrase. Es kam uns gar nicht in den Sinn, dass die Zeit, die diese Worte prägte, sie wörtlich meinte, wörtlich verstanden wissen wollte.

Wenn zwei treue Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond begegnen sich,
Ehe sie sich trennen.

– – – – – – – – – – –

Das konnten w i r nie beobachten, dass Freunde 24 Stunden brauchen, um den Trennungsschmerz zu überwinden.

Der Begriff Freundschaft ist heute den meisten in seinem Kern nicht mehr ganz verständlich. Er ist zwar noch eine durchaus gangbare Münze, aber der grösste Teil ihres Goldgehalts ist verloren gegangen. Bezeichnenderweise brauchen wir das Wort Freund mit Vorliebe für unsere Geschäftsbeziehungen. « Dank unsern Freunden in Argentinien ist es uns gelungen, die dortigen Umsätze auf einer erträglichen Höhe zu halten », heisst es jeweilen in den Geschäftsberichten der grossen Aktiengesellschaften. Aber diese Art Beziehung ist nicht gemeint, wenn die ältern Dichter von Freundschaft sprechen.

Der Wille zur Freundschaft

Warum sind echte Freundschaften heute seltener? Nicht deshalb, weil die Menschen schlechter geworden sind – sie sind wahrscheinlich zu allen Zeiten gleich gut oder gleich schlecht – aber weil die Idee der Freundschaft von vielen Menschen heute nicht mehr begriffen wird. Denn Freundschaft muss man erfassen. Die Freundschaft ist so wenig wie die Ehe etwas Natürliches. Sie ist eine Idee. Sie kommt nicht von selbst.

Natürliche Sympathie ist selbstverständlich Voraussetzung zur Freundschaft wie zur Ehe. Aber auf Zuneigung allein kann man eine Freundschaft so wenig aufbauen, wie eine Ehe auf Verliebtheit. Freundschaft muss gewollt sein, es muss ihr nachgestrebt werden. Und wenn sie einmal da ist, muss sie gehegt werden. Es müssen ihr Opfer gebracht werden, Opfer an Zeit, an Geld, Opfer an Persönlichkeit. Es gibt keine Gemeinschaft, ohne dass ein Teil der Persönlichkeit geopfert wird. Freundschaft ist nur möglich, wenn die Wünsche des « Ich » zugunsten des « Wir » beschnitten werden.

So wie es Liebe auf den ersten Blick gibt und Liebe, die langsam wächst, so ist es auch mit der natürlichen Zunei-

gung zwischen Menschen des gleichen Geschlechts! Aber diese natürliche Zuneigung ist erst die Basis der Freundschaft. Damit aus ihr Freundschaft werde, muss etwas dazukommen: der Wille zur Treue. Es ist deshalb natürlich, dass genau so wie der Wille zur Ehe durch eine Zeremonie bekundet wird, auch der Freundschaftsbund seine Bekräftigung durch bestimmte Zeremonien findet. Man schliesst Blutbrüderschaft. Man lässt einige Tropfen Blut des einen in die Adern des andern rinnen, oder symbolisch, man trinkt aus dem gleichen Glas.

Es ist charakteristisch für den aufgeweichten Freundschaftsbegriff des spätern 19. Jahrhunderts, dass es Freundschaftszeremonien als lächerlich ablehnte. Was war der Grund? Man wollte sich nicht binden, man wollte Freundschaft halten, solang es sich von selbst ergab, solang man « natürlicherweise » gut auskam. Aber ohne Bindung ist eine Freundschaft so wenig möglich wie eine Ehe.

Der Moment, wo ein Freundschaftsbund geschlossen wird, ist einer der grössten und wichtigsten des Lebens. Dass dieser Bund von keinem Polizisten registriert und nicht notariell beglaubigt wird, ändert an seiner Bedeutung nichts. Dass man aus ihm ohne Hilfe der Gerichte austreten kann, macht ihn nicht weniger stark. Es ist eine lumpenhafte Auffassung, zu glauben, nur diejenigen Abmachungen, die juristisch erfasst werden können, seien « richtige » Abmachungen.

Freunde in der Not gehen Hundert auf ein Lot. Das war immer so und wird immer so bleiben. Dass das geistige Band in den Schwierigkeiten des Lebens oft reisst, liegt in der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur begründet; aber es wäre schon viel gewonnen, wenn wir nur wenigstens die Idee der Freundschaft in ihrer Grossartigkeit wieder erkennen und wenigstens versuchen würden, sie zu verwirklichen.

Weil Freundschaft ein so hohes Gut ist, sollten wir sie nicht nur im eigenen Leben hegen und pflegen, sondern auch alles tun, um unsern Kindern die Bildung von Freundschaft zu erleichtern. Wie manche Jugendfreundschaft wird durch Unverständnis der Eltern zerstört! Wie manche Männerfreundschaft wird auch durch unverantwortliches Verhalten der Frau zerstört!

Haben Sie schon einmal eine Feier mitgemacht, die abgehalten wird, wenn einer aus einem Freundeskreis sich verheiratet? Gleichen sie nicht jenen Zusammenkünften, die stattfinden, wenn jemand in den Krieg zieht? Man weiss: jetzt geht er fort, aber ob er zurückkommt, ist unsicher. Die meisten bleiben auf dem Schlachtfeld liegen. Nicht dass die Frau etwa in Worten gegen die Freundschaft des Mannes Stellung nimmt, aber sie verhält sich einfach so, dass früher oder später Differenzen oder doch eine Erkaltung eintreten.

Ich glaube, dass die Frauen, welche ihren Männern die Aufrechterhaltung ihrer Junggesellen-Freundschaften unmöglich machen, ihrer Ehe einen schlechten Dienst tun. Der Mann braucht den Mann, so wie die Frau die Frau. Und wie bald kommt die Zeit, wo die Frau froh wäre, ihr Mann wäre seinen frühern Freunden nicht entfremdet! Sie wirft ihm dann vor, man hätte im Grunde gar keinen geselligen Verkehr, man werde nirgends eingeladen usw., und denkt nicht, dass sie eigentlich die Schuld an der Isolierung trägt.

Das Kränzchen

Aber nicht nur der Mann, auch die Frau braucht Freundschaften, auch wenn die Freundschaft der Frau von etwas anderer Struktur ist als Männerfreundschaft.

Dem Individualismus der letzten Jahrzehnte sind die Kränzchen zum Opfer gefallen. Ich habe letzthin von einem sogenannten Vereinli gehört, das vor 48 Jahren gegründet wurde. Sieben Pensionsfreundinnen, die sich gut verstanden, schwuren sich ewige Freundschaft und schlossen sich zu einem Kränzchen zusammen. Sie gelobten sich, einander alle Vierteljahre zu schreiben und sich

alle sechs Monate zu treffen. Das haben sie ein ganzes Leben lang treulich gehalten.

Welche Schicksale haben sich in diesen langen Jahren abgespielt! Eine der Freundinnen ist gestorben, drei sind inzwischen verwitwet, eine ist ledig geblieben.

Gewinnt das Leben nicht an Reichhaltigkeit und Tiefe, wenn es gemeinsam mit andern erlebt, das eigene Schicksal in andern widergespiegelt wird? Gemeinsam wird man alt, und gemeinsam bleibt man jung. Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteiltes Leid ist halbes Leid.

Solche Kränzchen gab es früher tausend und abertausend, vor allem in der Biedermeierzeit. Sie stellten eine unendliche Lebensbereicherung für ihre Mitglieder dar. Dann sind sie in Misskredit gekommen. Plötzlich galten sie als unmodern. Die Schwärmerei, aus der heraus sie entstanden, wurde als sentimental abgelehnt. Und doch lag in diesen Freundschaftsbünden, wie sie früher in der Pubertät gegründet wurden, etwas Grosses. Das stumpfe Auge erkennt nur die Schlacken, das Übertriebene, Überschwengliche, Unechte, das solchen jugendlichen Gründungen anhaftet und sieht nicht die reine Glut des Geistes, die dahinter lodert, die Begeisterung, das Wertvollste, das der Mensch überhaupt haben kann.

Auch diese Kränzchen bildeten sich nicht « von selbst ». Sie entsprangen einem Willensakt der Mitglieder, der in einem psychologisch günstigen Moment Form annahm. Man schmiedete das Eisen, als es heiss war. Es war etwas wie eine Ordensgründung.

Dass viele dieser Kränzchen allen Stürmen des Lebens standgehalten haben, beweist, wie sehr Frauen der Freundschaft fähig sind, wenn der Freundschaftsbund eine ihnen entsprechende Form findet. Aber auch für ein solches Kränzchen braucht es Wille zur Gemeinschaft, Wille zum Opfer. Es ist nicht leicht, einen Briefwechsel 50 Jahre durchzuführen, denn man ist nicht immer zum Schreiben aufgelegt. Es braucht etwas, um Zusammenkünfte auch dann zu besuchen, wenn es einem einmal nicht passt. In einem solchen Bunde kann man den Verkehr nicht einfach abbrechen, weil eine Freundin « sich so spiessig entwickelt » und eine andere einen ganz unmöglichen Mann geheiratet hat. Stand diese Kränzchengeselligkeit, trotzdem sie später ein beliebtes Witzblatthema bildete, nicht turmhoch über den unverbindlichen Fünfuhrtee-Zusammenkünften in irgendeiner Konditorei oder einer Hotelhalle, wie sie heute üblich sind?

Ich hatt' einen Kameraden

Die Freundschaft ist eine wunderbare Pflanze; aber sie wächst nicht in jedem Garten. Aber wie steht es mit der Kameradschaft? Ist es nicht wenigstens in dieser Beziehung bei uns ausgezeichnet bestellt? Man denke nur an die Vereine! Wir haben ja fast so viele Vereine wie Einwohner, und die Mitbürger sind nicht selten, die jeden Wochenabend in einem andern Verein verbringen. Es ist richtig: Die Vereine dienen in der Hauptsache der Pflege der Kameradschaft. Der eigentliche Vereinszweck ist ja in der Regel nur vorgeschoben, weil man sich in unserm moralistischen Zeitalter nicht getraut, einfach zusammenzukommen und Geselligkeit der Geselligkeit willen zu treiben. In Wirklichkeit ist das letzte Ziel fast aller Vereine, ihren Mitgliedern eine bestimmte Art kameradschaftlicher Gemeinschaft zu geben. Sicher wirkt sich viel echter Idealismus in unsern Vereinen aus. Die unzähligen, so oft verlachten Vereinsbonzen und Bönzlein, alle diese Präsidenten, Vizepräsidenten, Aktuare, Kassiere, opfern die viele Zeit dem Verein nicht nur aus Wichtigtuerei, sondern aus echtem Gemeinschaftssinn. Aber irgendwie ist die meiste Vereinskameradschaft doch nicht ganz echt. Es ist zwar viel von Vereinstreue und Kollegialität die Rede, aber es braucht ein Mitglied nur geschäftlich Pech zu haben, so ist die Herrlichkeit gewöhnlich zu Ende. Es

fehlt den Vereinen heute der grosse ideale Schwung, den zum Beispiel Sängervereine in den Gründungsjahren hatten. Es fehlt den Mitgliedern aber auch das Gefühl der schicksalhaften Verbundenheit, das eine so gute Basis für echte Kameradschaft bildet. Die Vereinsgemeinschaften geben ihren Mitgliedern nie jenes Gefühl des Geborgenseins, wie es seinerzeit die Zünfte taten.

Es ist kein Zufall, dass die Zünfte auch heute noch unsere Phantasie beschäftigen. Ich haben den Zürcher Sechseläutenumzug schon unzählige Male gesehen. Er ergreift mich immer wieder aufs neue. Da ziehen sie einher, die Meister und Gesellen der Schmiede-, Weggen-, der Metzgerzunft, freie Männer in der Gemeinschaft, im gleichen Kleid und doch nicht in Uniform. Ein faszinierendes Schauspiel – wenn es nur kein Schauspiel wäre! Ja, als die Zünfte noch lebendige Wirklichkeit waren! Heute noch erzählen uns alte Handwerker mit leuchtenden Augen von den herrlichen Zeiten aus ihrer Jugend, als wenigstens noch einige Reste des Zunftwesens bestanden. Da kam irgend so ein Handwerksgeselle auf der Walz in eine ihm unbekannte Stadt. Schlich er eingeschüchtert und verwirrt in dem fremden Ort umher wie der heutige Arbeitsuchende? Nein, er wusste, wohin er sich zu wenden hatte: Er ging schnurstracks in seine Herberge, wo er sicher war, Kollegen zu finden, die ihm mit Rat und Tat beistanden, Unbekannte und doch Kameraden, die er mit Bruder begrüssen durfte.

Das Arbeitsuchen war nicht die ziellose und demütigende Beschäftigung, wie es heute ist. Mit einer bestimmten Formel betrat der Geselle die Werkstatt: « Gott grüss die Kunst, ein fremder Geselle bittet um Arbeit. » War solche da, wurde er angenommen, war keine da, mit ein paar freundlichen Worten, Anweisungen und einem Zehrpfennig weitergeschickt. Der Geselle verlor nie das Gefühl der Zugehörigkeit zu seiner Berufsgruppe. Das machte ihn im besten Sinne klassenbewusst, gab ihm Sicherheit im Auftreten und ein mutvolles Lebensgefühl.

Etwas von dieser Klassensicherheit lebt noch in den norddeutschen Zimmergesellen. Sie haben sich ihre kameradschaftliche Berufsorganisation samt den entsprechenden Kleidern und Sitten einigermassen zu erhalten gewusst. Und das gibt jedem von ihnen irgendwie etwas Selbstbewusstes, das den übrigen Arbeitern heute in der Regel abgeht.

Der Liberalismus hat die alten Zunftbindungen zerstört, und der grösste Vorwurf, der ihm vielleicht gemacht werden kann, betrifft die Art und Weise, wie durch ihn die arbeitende Bevölkerung entwurzelt wurde. Was den Industrieproletarier des Kapitalismus vom frühern Gesellen unterscheidet, ist vielleicht weniger die Maschinenarbeit, weniger die andere Art der Entlöhnung, als die Tatsache, dass der mittelalterliche Arbeiter zu einer Organisation gehörte, auf die er stolz war, während der Proletarier vollkommen einsam dastand.

Das 19. Jahrhundert hätte sich überhaupt anders entwickelt, wenn man von den grossen Maximen der französischen Revolution nicht nur die der Freiheit und Gleichheit befolgt, sondern auch die der Brüderlichkeit.

Es ist das grosse Verdienst der Arbeiterbewegung, die isolierten Einzelexistenzen zusammengefasst und die Berufsorganisationen der Arbeitnehmer wieder einigermassen aufgebaut zu haben. Kameradschaft, Solidarität sind die Zauberworte, welche der Arbeiterbewegung zum Erfolg verholfen haben. Nur liegt eine tiefe Tragik darin, dass die im historischen Materialismus befangenen Arbeiterführer diese Solidarität vielfach nur unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachteten und die ungeheuren gemeinschaftsbindenden Kräfte, welche in der Arbeiterbewegung lagen, zum grössten Teile für wirtschaftliche Machtkämpfe verwendeten.

Trotz allem muss festgehalten werden, dass die Arbeiterbewegung Grosses ge-

leistet hat. Die Arbeiterschaft war die erste Klasse, die durch den falschen Freiheitsbegriff des 19. Jahrhunderts atomisiert wurde, aber auch die erste Klasse, die sich wieder zusammengefunden hat.

Die Angehörigen der bürgerlichen Kreise wurden von der Atomisierung später erfasst, verharrten aber dafür auch viel länger in ihr. Das erkennt man nirgends besser als bei der kritischen Betrachtung derjenigen Institution, die gewissermassen die Blüte der bürgerlichen Kultur darstellt, der Universität.

's gibt kein schönres Leben, als 's Studentenleben

Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: mit unsern Hochschulen ist etwas nicht in Ordnung. Zwar nimmt die Zahl der Studenten immer zu. Die Schulpaläste werden immer grossartiger, die Laboratorien immer komplizierter. Aber das beweist nichts anderes als die in der Geschichte so manchmal beobachtete Tatsache, dass der innere Zerfall oft begleitet ist von einer ausserordentlichen äussern Entwicklung. Niemand wird bestreiten wollen, dass trotz dem geschäftigen Wissenschaftsbetrieb das studentische Leben früher an den kleinen Universitäten unendlich viel schöner und befriedigender war. Zeuge davon ist jedes Studentenliedergesangbuch.

Ich bin wie ein Fels, wie die Angel der Welt,
Wie ein Kaiser in Freiheit und Reich!

Welch heutiger Student könnte mit gutem Gewissen solche Verse dichten! Der heutige Student kommt sich im Grund eher als ein Ausgestossener, denn als Herr der Welt vor.

Er leidet unter dem Gefühl nirgends hinzugehören. Er hat nicht seine Gewerkschaft wie der Arbeiter. Die einzige Gemeinschaft, deren vollwertiges Mitglied er bildet, ist die Familie. Gerade zu dieser aber steht er, wie es für dieses Alter selbstverständlich ist, selten in einem rein positiven Verhältnis. Er empfindet die Abhängigkeit vom Vater, der ihm, oft mit schweren Opfern, das Studium bezahlt, häufig als demütigend. Er hat deshalb das Bedürfnis, einer eigenen Gemeinschaft anzugehören, der Universitas. Aber eben diese Gemeinschaft existiert nicht mehr, oder nur noch auf dem Papier.

Wohl findet eine Aufnahmefeier statt, und der junge Student erhält vielleicht den üblichen Handschlag des Rektors, aber die Feier bleibt leere Zeremonie.

Zwar sind auf der Hochschule die äussern Voraussetzungen zur Gemeinschaft so günstig, wie man sie sich nur denken kann. Da ist eine Anzahl junger Leute voll jugendlichen Feuers, kein Brotneid trennt sie, sie sind frei von materiellen Sorgen, sollte da nicht eine Gemeinschaft entstehen können, wie man sie sich schöner gar nicht denken kann? Und doch ist diese Gemeinschaft heute nicht mehr da. Der durchschnittliche heutige Student ist ein Chambregarnist, ein Einzelgänger während all seiner Studienjahre. Es gibt an manchen Fakultäten Studenten, die während des ganzen Studiums nicht einmal ihre Fachkollegen näher kennenlernen. Noch am Schlusse des Studiums sagen sie ihren Kommilitonen Sie. Man stelle sich einmal vor, was das bedeutet! Junge Leute von 19 bis 24 Jahren, in der aufgeschlossensten Periode ihres Lebens, Arbeitskollegen, begrüssen sich gegenseitig mit Herr Müller und Herr Meyer! Das kommt dann bei Arbeitern immerhin nicht vor.

Aber, wird man einwenden, sind denn nicht die Verbindungen da? Gewiss, wenn die Korporationen am Dies academicus den Festzug bilden, so ist das ein schönes Bild studentischen Gemeinschaftsgefühles. Aber es ist eine Fata morgana. Die Verbindungen umfassen nur einen kleinen Bruchteil der Studentenschaft, und bei den meisten ist die Vergangenheit bedeutend ruhmreicher als die Gegenwart. Die alten Formen sind noch da, aber der Inhalt fehlt.

Es ist das grosse Verdienst der Verbindungen, dass sie viel wertvolles Gut aus bessern Epochen herübergerettet haben.

Aber der rationalistisch individualistische Boden war zu spröd für seine Weiterentwicklung.

Der studentische Comment ist zum grössten Teil entartet, der nicht mehr verstandene Ausdruck einer frühern glorreichen Epoche. Gerade der Trinkcomment bedeutete früher etwas ganz anderes als heute. Das Trinken, auch das Sichbetrinken bedeutete nicht Zügellosigkeit schlechthin, unbeherrschtes Sichgehenlassen, der Alkohol war mehr Symbol und Verstärker einer bereits vorhandenen seelischen Gemeinschaft.

Und diese Gemeinschaft war früher da. Nur so kann man es sich erklären, dass das Studentenleben zum Postkartenideal der Welt geworden ist. Auch Kitschideale waren einmal, vor langer Zeit, Wirklichkeit.

Alle die alten Studentenbräuche hatten einen tiefen Sinn. Da ist zum Beispiel der früher übliche Valetgesang. Der frischgebackene Doktor zieht zum Universitätsstädtchen hinaus, die Studienfreunde geben ihm im Gänsemarsch bis zum Stadttor das Geleite, ein Valet wird gesungen. Dann kehrt der Student zurück ins Philistertum, doch der Gedanke an die alte Burschenherrlichkeit begleitet ihn durch das ganze Leben. Mütze und Rapir hängen im Studierzimmer zur ständigen Erinnerung an seine Universität. Mag er später in den Schwierigkeiten des Lebens manches Ideal, zu dem er sich in jugendlicher Begeisterung bekannte, verleugnen, im Innern ist er sich doch immer bewusst, « ich bin Akademiker, ich bin Mitglied einer grossen Gemeinschaft », und das Bewusstsein, zu der oder jener Universität zu gehören, gibt ihm Selbstvertrauen und Kraft.

Auch heute findet eine Feier statt, wenn einer sein Doktorexamen gemacht hat; aber es ist meistens eine ziemlich triste Angelegenheit, vielleicht ein Nachtessen, vielleicht ein Budenzauber, viel Lärm und wenig Würde. Warum? Es war nie eine Gemeinschaft da, und deshalb kann auch kein Austritt aus der Gemeinschaft gefeiert werden. Wer ist bei uns schon stolz, ehemaliger Hörer der Universitäten Bern, Zürich oder Genf zu sein?

Da ist es zum Beispiel bei den amerikanischen Universitäten wesentlich anders bestellt. Bei den jährlichen Universitätsfeiern kommen die ehemaligen Studenten aus dem ganzen Land, oft tausende von Kilometern weit hergefahren, während man bei uns selbst bei einer Hundertjahrfeier Mühe hat, die Ehemaligen zusammenzubringen. Aber die amerikanischen Universitäten haben es auch besser verstanden, die Gemeinschaftsbildung der Studenten zu fördern. Alles wird getan, um die Kameradschaftsbildung zu ermöglichen. An vielen Orten ist für die ersten Semester das Zusammenleben in Konvikten obligatorisch. Das ist eine Beschränkung der Freiheit, aber sicher keine schlechte; denn was nützt die absolute Freiheit, wenn sie sich schlecht auswirkt! Da kommen bei uns die Maturanden vom Land in unsere Städte, sie kennen keinen Menschen und beschränken ihren Verkehr deshalb meistens auf ihre engern Landsleute, die sie schon vorher kannten. In Familien werden sie ja nicht eingeladen. Ich habe viele ausserkantonale Studenten gekannt, die vier Jahre auf den Hochschulen Zürichs zubrachten, ohne dass sie eine einzige Einladung in eine zürcherische Familie erhielten. Also verbrachten sie ihre Zeit notgedrungen in einem Wirtshaus. Ihre Mädchenbekanntschaft beschränkte sich auf irgendeine Kellnerin, und nach vier Jahren verliessen sie die Großstadt ohne irgendwelchen kulturellen Gewinn.

Schüler und Lehrer

Das ist das Verhältnis der Studenten untereinander. Mit der Gemeinschaft zwischen Studierenden und Dozenten steht es nicht viel besser.

An der Gründungsfeier einer Universität sang ein Studentenchor das Gaudeamus igitur. Der Rektor suchte die Professoren zu veranlassen, mitzusingen und gab ihnen während der Feier verschiedene entsprechende Winke. Kein Mensch

rührte sich. Mit andern Worten, die Dozenten genierten sich, zusammen mit den Studenten das grosse akademische Gemeinschaftslied zu singen. Ist das nicht ein betrübliches, aber typisches Symptom?

Von einer Verbindung zwischen Student und Professor ist an unsern grossen Universitäten oft fast keine Rede mehr. Oben, hinter seinem Pult, doziert der Dozent, unten ist der Student, der schreibt nach, und zwischen beiden ist eine gläserne Wand. Die meisten Studierenden lernen während der Studienzeit nicht einen einzigen Dozenten näher kennen, wenn sie vielleicht auch im letzten Semester ein oder zweimal zum Tee eingeladen werden.

Wie mancher verfehlt sein Studium, schwankt zweifelnd zwischen den einzelnen Fakultäten herum, versumpft und versimpelt, nur weil er nicht den rechten Start bekommt, nur weil sich niemand seiner annimmt.

Aber auch für die Wissenschaft wäre ein engerer, persönlicher Kontakt zwischen Studenten und Dozenten sicher nur ein Gewinn. In den Wandelhallen Griechenlands gingen die Philosophen mit ihren Schülern auf und ab, und so, durch die Vermittlung der Person des Philosophen, wurde dem Jüngling auch das Wesen der Philosophie klar. Bei mehr Menschen, als man denkt, geht auch das Erfassen eines Sachgebietes über eine Person.

Selbstverständlich darf man nicht den Dozenten Schuld an der jetzigen Situation geben, wie es überhaupt gefährlich ist, bei unglücklichen Entwicklungen von Schuld zu sprechen. Bei der heutigen Organisation und der heutigen Atmosphäre ist es gerade in den grossen Fakultäten dem Dozenten oft beim besten Willen einfach nicht möglich, den gewünschten Kontakt mit seinen Hörern herzustellen, sogar wenn er unter der Beziehungslosigkeit selber leidet.

Natürlich ist der Individualismus nur einer von verschiedenen Gründen, welche die Universitätsgemeinschaft aufgelöst haben. Ein anderer ist sicher die Vermaterialisierung. Eine Gemeinschaft entsteht vor allem dann, wenn man zusammen von einer grossen Idee begeistert ist. Wenn aber eine Universität, wie das heute der Fall ist, zum grossen Teil zur Berufsschule herabgesunken ist, und zwar zu einer Berufsschule, wo der Einzelne vor allem lernen will, wie er in seinem Spezialgebiet möglichst viel Geld verdienen kann, dann sind die Grundlagen für eine richtige Gemeinschaft nicht mehr da.

Eine Schwierigkeit liegt zweifellos in dem übermässigen Anwachsen der Studentenzahl. Übermässige Ausdehnung erschwert immer Gemeinschaft. Es gibt aber ein sicheres Mittel, die Nachteile dieser Ausdehnung zu kompensieren, das ist die Zellenbildung. Man könnte Arbeitsgruppen schaffen, wo die jungen Studenten unter Anleitung eines ältern Semesters zusammen arbeiten, auch das ist ja an manchen ausländischen Universitäten schon lang ausprobiert.

Die bessere Zukunft

Ich weiss, das Bild, das ich von den Hochschulen entworfen habe, entspricht nicht der üblichen Vorstellung vom glücklichen, lustigen Studentenleben. So sehe ich aber die Universitäten, und ich weiss, so sehen sie viele andere. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Man muss aber nicht glauben, man könne nun die Universitäten einfach durch organisatorische Massnahmen reformieren. Der Geist jeder Institution hängt in letzter Linie von den Menschen ab, welche darin tätig sind. Wenn sich einmal unsere geistige Grundhaltung, unsere Erziehung geändert haben, werden sich auch die Universitäten ändern.

Es ist nicht merkwürdig, dass die Studenten solche Einzelgänger sind, wo schliesslich unsere ganze Erziehung auf Atomisierung ausgeht. Man hat manchmal das Gefühl, als ob viele die Hauptaufgabe der Erziehung darin sehen würden, die gemeinschaftsbildenden Kräfte, die im Menschen sind, künstlich aus-

zutreiben. Immer noch ist unsere Schule in der Hauptsache auf dem gemeinschaftsfeindlichen Zeugnis- und Ehrgeizprinzip aufgebaut. Immer noch wird ein Schüler gegen den andern ausgespielt. Immer noch ist die Angeberei üblich, immer noch ist es nicht zur Selbstverständlichkeit geworden, dass ein Schüler, der den andern verklagt, vom Lehrer mit Schimpf und Schande weggeschickt wird.

In der Theorie spricht man allerdings schon lang von Gemeinschaftsschule, und einsichtige Lehrer in der Stadt und auf dem Lande führen einen verzweifelten Kampf gegen das aus dem 19. Jahrhundert übernommene, individualistische Erziehungsprinzip. Sie finden leider noch nicht viel Verständnis. Aber die Umkehr wird kommen, und zwar durch die Jugend selbst. Überall mehren sich die Anzeichen, dass die Jugend die kameradschaftsfeindliche Atomisierung einfach nicht mehr aushält. Teilweise dumpf, teilweise schon bewusst drängt sie darauf hin, dass die Kameradschaft wieder den Raum in unserm Leben einnehmen darf, der ihr gebührt. Alle Jugendbewegungen, seien sie politisch noch so verschieden gerichtet, haben das Gemeinsame, dass sie wieder an die Macht der Gemeinschaft glauben und darauf ausgehen, den Einzelnen aus seiner Atomisierung zu befreien. Der Kameradschaftsstaat ist das Ideal aller jugendlichen Politiker, auch wenn sie sich ihn im einzelnen noch so verschieden vorstellen.

Der Wandervogel war ein Vorläufer des neuen Gemeinschaftsgefühles, Pfadfinder, die neuen Wanderorganisationen, Jugendherbergen, sie alle verfolgen das gleiche Ziel: Lebensbedingungen zu schaffen, die es dem Menschen ermöglichen, das natürliche Bedürfnis nach Kameradschaft, das in seiner Seele liegt, wieder zu befriedigen. Wie eine grosse Quelle bricht überall bei der Jugend die Idee der Kameradschaft hervor.

Ich habe letzte Woche gehört, dass sich in einem Schulhaus von Zürich ein Kinderbund gebildet hat, der Knaben und Mädchen verschiedener Primarschulklassen umfasst, die als Abzeichen ein kleines Kreuz tragen. In meiner Jugend hätten es Kinder im Primarschulalter noch nicht fertig gebracht, ihr Bedürfnis nach Kameradschaft auf diese Weise zu realisieren, und später auf der Mittelschule wurden solche Organisationen, sofern sie sich bildeten, bekämpft und verboten.

Es ist so eingerichtet auf der Welt, dass im Schosse jedes Übels bereits das Mittel zu seiner Überwindung liegt. Die ersten Jahre dieses Jahrhunderts bedeuteten wahrscheinlich den Höhepunkt einer durch den Individualismus ins Masslose gesteigerten Atomisierung. Wir, die wir in jener Zeit aufwuchsen, haben darunter gelitten, ohne die Möglichkeit einer Änderung zu sehen. Jetzt, da wir erwachsen geworden sind, erleben wir diese Änderung. Wir wollen uns darüber freuen und nach Kräften mithelfen, dass sie in richtige Bahnen geleitet wird und nicht einfach ins andere Extrem verfällt, in eine Vernichtung der Persönlichkeit und eine Anbetung des Kollektivs schlechthin, denn so unmenschlich es ist, wenn der einzelne ohne jede Gemeinschaft ist, genau so menschenunwürdig ist es, wenn ihm überhaupt nur noch als Teil der Gruppe Existenzberechtigung zuerkannt wird.

Vor allem wollen wir dafür sorgen, dass diese Umwälzung, die wir jetzt erleben, in Freiheit vor sich geht. Man mag den Gemeinschaftsstaat noch so herbeisehnen, man muss sich klar sein, er kann nur durch Änderung der Gesinnung und nicht durch Gewalt realisiert sein. « Und willst du nicht mein Bruder sein, so hau ich dir den Schädel ein! » Natürlich führt Zwang zur Überwindung des Individualismus und zur Gemeinschaftsbildung, aber zur unechten.

Dies ist der zweite einer Serie von Artikeln über „Zerfall und Erneuerung der Gemeinschaft".